

## 1. Die Konstellation in der Entwicklung

### Das Neue

Nahezu hundert Jahre liegen zwischen dem Zusammenbruch des napoleonischen Imperiums, das letztlich an überdehnter Machtprojektion gescheitert war, und dem Ausbruch des ersten großen Weltkonfliktes im Industriellen Zeitalter. Zahlensymbolik darf man nicht überstrapazieren, aber unbestreitbar ist zugleich, dass es sich hier jeweils um tiefe Einschnitte in die europäische und schließlich in die Weltgeschichte handelt. Sie betreffen mehr als jeweils ein Land und eine Großmachtauseinandersetzung. Und wenn auch die Unterschiede die Analogien überwiegen mögen, spricht doch vieles zumindest für eine Annahme, für die Vermutung nämlich, dass sich in beiden Fällen, in der europäischen Auseinandersetzung mit dem napoleonischen Frankreich wie im Konflikt der Westmächte und Russlands mit Deutschland und seinen Verbündeten – die hier deutlich zurücktraten – jeweils das klassische europäische Muster bestätigte, dass der Kontinent keinen und schon gar keinen ambitionierten, lautstarken und aggressiven Hegemon verträgt.<sup>1)</sup>

Freilich die Unterschiede:

Noch bei Waterloo kämpften 1815 Heere von jeweils gut einhunderttausend Mann in farbigen Uniformen auf Sichtweite miteinander, attackierte Kavallerie mit Säbeln und Lanzen Infanteriehaufen, die kompakt Mann an Mann standen, um sich eini-



Die Reste der Kirche von Maurepas (Schlacht an der Somme, 7. September 1916)

<sup>1)</sup> Für diese klassische These Ludwig Dehio: Gleichgewicht oder Hegemonie. Betrachtungen über ein Grundproblem der europäischen Staatengeschichte, Krefeld 1948.

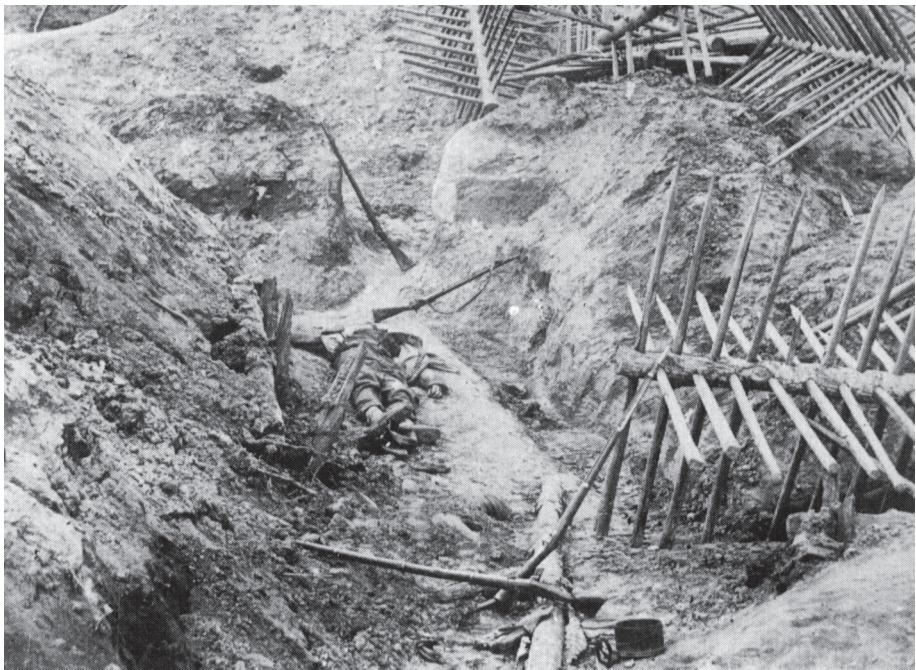
germaßen schützen zu können. Schon im 30-jährigen Krieg hatte es so sehr viel anders nicht ausgesehen. Und noch im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 gab es ähnliche Szenen, so beim deutschen Kavallerieangriff bei Mars la Tour, den Ferdinand Freiligrath in Lyrik kleidete, und beim vergeblichen Versuch französischer Reiterschwadronen, den deutschen Belagerungsring um Sedan zu sprengen.

Nun, 1914, war alles anders: Die Maschinerie des Industriellen Zeitalters ließ Millionenheere aufeinander losmarschieren, die nach festen, fahrplanartigen Kriegsplänen ihre Feldzüge begannen. Der das Zeitalter dominierende Glaube an das Beherrschbare und Kalkulierbare, mechanistisch und positivistisch, entlud sich in einer völlig neuartigen Kriegsdimension.

Gewiss hatte es für einen derartigen Maschinenkrieg der Millionen bereits ansatzweise Vorläufer gegeben: In der zweiten Hälfte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71, als Frankreich, das seiner regulären Armeen beraubt war – eine war in Sedan gefangen genommen worden, die andere hatte in der Festung Metz kapituliert – zur Massenmobilisierung überging und Deutschland dagegen notgedrungen die letzten Reserven einzog, so dass beide Seiten etwa eine Million Soldaten gegeneinander einsetzen, mehr noch aber freilich im Amerikanischen Bürgerkrieg von 1861 bis 1865: Hier bestätigte sich schon die Befürchtung mancher preußischer Generalstädler aus den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, dass Kriege in neuer Größenordnung nicht in kurzen Feldzügen zu Ende zu bringen seien: Bei der neunmonatigen Belagerung der konföderierten Festung Petersburg, die Richmond, die Hauptstadt der Südstaaten deckte, wurden die Schrecken des Stellungskrieges an der Westfront des Ersten Weltkrieges zumindest ansatzweise vorweggenommen. Beim Zug



*Der Friedhof im ostfranzösischen Saint Privat bei der Schlacht am 18. August 1870 im Deutsch-Französischen Krieg in einem französischen Gemälde. Das preußische Gardekorps musste die französischen Stellungen über freies Feld in geschlossener Formation angreifen, wobei weder Vernunft noch Menschlichkeit zählten. Binnen weniger Minuten verloren allein die adeligen Offiziersfamilien Preußens hunderte von Angehörigen. Insofern kann man bei diesem Geschehen auch eine Parallele zur Schlacht an der Somme im Ersten Weltkrieg sehen, an deren erstem Tag, am 1. Juli 1916, die Briten beim Sturm auf die deutschen Gräben im Maschinengewehrfeuer 60.000 Ausfälle erlitten.*  
Gemälde: Alphonse de Neuville



*Eroberte Schützengräben der Südstaatenarmee im Amerikanischen Bürgerkrieg Anfang 1865 mit spanischen Reitern und einem gefallenen Soldaten. Militärische Technik und Mondlandschaft nehmen bereits die Bilder des Ersten Weltkrieges vorweg.*

der Armee des Nordstaaten-Generals Sherman durch Georgia 1864 fand schon das Konzept Anwendung, die Potenziale des Gegners im Hinterland zu vernichten, welchen wirtschaftlichen und zivilisatorischen Preis dies auch immer verlangen möge.<sup>2)</sup> Zum mindest ansatzweise wird man ferner zwischen den Armeen, die im Amerikanischen Bürgerkrieg aufeinander trafen, und der Armee der französischen Dritten Republik, die 1914 gegen Deutschland mobil gemacht wurde, eine gesellschaftspolitische Parallele sehen können: Auch der französische Offizier musste offenkundig wie der amerikanische seine Leute in einem höflichen Ton bitten, Befehle auszuführen, wie es einer bürgerlichen Republik eher entsprach. Bei den französischen Herbstmanövern des Jahres 1910 registrierte ein deutscher Beobachter verwundert den Ton, in dem ein französischer Kompaniechef seinen Soldaten befahl, sich hinzulegen, die wegen der Feuchtigkeit des Bodens keine Neigung dazu verspürten: „Legen Sie sich nieder, ich bitte Sie darum!“<sup>3)</sup> In vielerlei anderer Hinsicht überwogen freilich die Parallelen zwischen deutscher und französischer Armee: Trotz mancher Bedenken

<sup>2)</sup> Zum Amerikanischen Bürgerkrieg James M. McPherson: Für die Freiheit sterben. Die Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges, München, Leipzig 1988.

<sup>3)</sup> Zit. nach Dieter Storz: Kriegsbild und Rüstung von 1914. Europäische Landstreitkräfte vor dem Ersten Weltkrieg, Herford, Berlin, Bonn 1992, S. 124.

huldigten beide Seiten einem atavistischen Offensivdenken, das die Feuerkraft der neuen Waffensysteme – rückstoßfreie Geschütze, Maschinengewehre, Mehrladegewehre unter Verwendung von rauchlosem Pulver – durch mentale Dispositionen, man kann auch sagen einen blinden Angriffsgeist, zu kompensieren suchte. Die optische Entsprechung für diese Auffassung waren die farbenprächtigen Manöver der Zeit, nicht nur die Kaisermanöver in Deutschland, sondern auch die Vorführungen der französischen Armee wie der russischen Streitkräfte in der Nähe von Sankt Petersburg. All diese Präsentationen dienten zugleich mehr der optischen Befriedigung des eigenen Großmachtsanspruches und der theatralischen Zurschaustellung der militärischen Kaste als professionellen militärischen Übungszwecken. Eher verblüffend ist nur, dass dabei das republikanische Frankreich ähnlich agierte wie das kaiserliche Deutschland. Hier kam freilich noch die ganz persönliche Profilneurose Wilhelms II. hinzu. Bis wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg pflegte er persönlich eine Partei zu führen, die selbstredend nicht verlieren konnte. Generalstabschefs wie Graf Waldersee, die diesen Stil zu kritisieren wagten, konnte dies die Stellung kosten, selbst wenn besagter Waldersee sich kurz zuvor beim Sturz Bismarcks 1890 in den kaiserlichen Augen große Verdienste erworben hatte.

## **Wandel in der europäischen Mächtestruktur**

Zentrale Frage ist nach wie vor nicht so sehr, warum die europäischen Großmächte 1914 einen Krieg gegeneinander aufnahmen, dessen Regeln und Tragweite, vor allem im ökonomischen Bereich, sie sich überhaupt nicht klar gemacht hatten. Die Kernfrage lautet vielmehr, ob es denn tatsächlich so kommen musste, ob zumindest seit der zweiten Marokkokrise 1911/12, in der Deutschland und Frankreich hart aneinander geraten waren und mehr oder weniger offen Kriegsdrohungen gegeneinander ausgesprochen hatten, die Entwicklung unabweisbar zum Konflikt führte und ob dieser tatsächlich wesentlich von Deutschland herbeigeführt wurde. Sucht man die Konfliktstruktur zu erfassen, die dem Ersten Weltkrieg zu Grunde liegt, so tut man wiederum gut daran, ein Jahrhundert zurückzublicken: An den Wiener Kongress hatte sich die Etablierung der Heiligen Allianz angeschlossen, die christlich-patriarchalisch grundierte Verbindung der drei noch mehr oder weniger absolutistisch regierten Oststaaten Russland, Österreich und Preußen. Mit dem österreichischen Staatskanzler Metternich als Mediator stimmten sie auf Kongressen – 1818 in Aachen, 1820 in Troppau, 1821 in Laibach, 1823 in Verona – ihre konservative, Status quo-orientierte Politik ab. Als erster Partner scherte Österreich aus, das sich gegen Ende des Krimkrieges (1853–1856) immer deutlicher auf die Seite der gegen Russland kämpfenden Westmächte stellte. Preußen blieb zunächst in enger Verbindung zu Russland, vermeintlich auch noch über die Reichsgründung von 1870/71 hinweg. Aber sehr bald sollten hier die ersten feinen Risse auftreten: Die traditionelle preußisch-russische Allianz hatte von der stillschweigenden Voraussetzung gelebt, dass Russland die Führungsmacht, Preußen der Juniorpartner war. Das neue Deutsche Reich hingegen konnte sich bereits in der Ära Bismarck,

ohne doch selbst provozieren zu wollen, nicht mehr in die Rolle eines Juniorpartners fügen. Daraus resultierte schon sehr bald nach der Reichsgründung eine zunächst noch kaum merkliche Rivalität um den ersten Platz auf dem europäischen Kontinent. Russland sah sich zurückgesetzt, dazu trat in seinem eigenen Bild von europäischer Politik neben die herkömmliche zaristische<sup>4)</sup> Staatsräson mehr und mehr eine missionarische, panslawistische Perspektive.<sup>5)</sup> Etwas überspitzt lässt sich dies so beschreiben, dass die Reichsgründung infolge des Quantensprunges, den sie für Preußen unweigerlich bedeutete, ebenso unweigerlich auch jene gefährdete Mittelstellung mit heraufführte, die am Ende in den Bildern von Einkreisung und Auskreisung den krisenhaften Höhepunkt erreichte. Es spricht also viel für die These, dass alle Bemühungen des ersten Reichskanzlers um ein enges Verhältnis zu Russland – Dreikaiserabkommen von 1873, Dreikaiservertrag von 1881, schließlich Rückversicherungsvertrag von 1887 (Neutralitätszusage bei Angriff durch eine dritte Macht) – über Aushilfen nicht hinausgelangen konnten. Zudem war die zentrale, im Resultat antirussische Festlegung, die das Deutsche Reich in der Ära Bismarck traf, das Zweibundabkommen von 1879 mit Österreich-Ungarn, eine Verbindung, die freilich ihrerseits nicht nur nicht der Logik entbehrte. Für sie sprach vielmehr aus innen- und außenpolitischen Gründen sehr viel: Insofern wirkten auch hier nicht einfach diplomatische Rankünzen, sondern innen- und außenpolitische Zwänge, die man auch im Rückblick durchaus anerkennen muss: Rein außenpolitisch versprach ein Bündnis mit der Donaumonarchie, dass Berlin mit seinem stärkeren Gewicht eher die Dirigentenfunktion bzw. -kompetenz behalten könne. Zweitens öffnete sich über Wien auch der Weg zu einer mindestens informellen Beziehung zu Großbritannien. Letzteres galt insbesondere im östlichen Mittelmeer als der eigentliche Antipode Russlands. Möglicherweise ebenso wichtig waren für Bismarck aber auch innenpolitische Überlegungen: Zu diesem Zeitpunkt, an dem sich der Kulturmampf mit der katholischen Kirche seinem Ende zuneigte, hingegen die Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie (Sozialistengesetz von 1878) voll entflammte, war es Bismarck zweifellos ein Anliegen, die alten Wunden endgültig zum Vernarben zu bringen, die die kleindeutsch-preußische Reichsgründung dem großdeutsch-katholischen Gedanken geschlagen hatte. Vor diesem Hintergrund war von deutscher Seite aus das spätere Bündnis von 1879 auch als mehr denn eine reine Sicherheitskonvention konzipiert, nämlich als die Verbriefung eines umfassenden Miteinanders in den Bereichen politische Konsultation und ökonomische Kooperation, demonstrativ durch Ratifikationen in jeweiligen Parlamenten hervorgehoben. Diese Lösung, sie hätte stark an die früheren preußischen Vorstellungen von einem erweiterten Bund mit Österreich aus der Zeit um 1850 erinnert (Erfurter Union von 1850 als kleindeutsche Lösung mit großdeutscher Verbrämung), konnte vor allem deshalb nicht reali-

<sup>4)</sup> Das Adjektiv ‚zaristisch‘ an Stelle vom im Deutschen eher geläufigen ‚zarisch‘ ist historisch-philologisch wohl vorzuziehen.

<sup>5)</sup> Zum allmählichen Aufbrechen des deutsch-russischen Gegensatzes schon in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts zuletzt Konrad Canis: Bismarcks Außenpolitik 1870–1890, Paderborn 2004, S. 41.